

Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 27 (1952)

Heft: 6

Artikel: Eine dankbare Schnittblume

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-102389>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auf, was von wirtschaftspolitischer Bedeutung ist; denn Siam exportiert Reis. Die Ochsen sind Zugtiere – und es gab Jahre, in denen der Reis wegen der Rinderpest nicht zur Ablieferung gelangte.

Sonst also nur Ratschläge? Nein! An Hand der FAO-Richtlinien gibt die Internationale Bank ihre Anleihen an die bedürftigen Regierungen. Die Bank hat das Kontrollrecht, das sie oft an die FAO delegiert. Hat ein Land seine Anleihe schlecht verwaltet, so erscheint dies im Rapport an die Generalversammlung der Vereinten Nationen. Das ist eine wirksame Waffe. Eine Regierung läßt sich nicht gerne weltöffentlich rügen; dies schädigt Kredit und Ansehen eines Landes.

«Fellowship»

Eine weitere Abteilung untersteht Dr. Wahlen's Aufsicht und wird von einem Schweizer, Jean de Martini aus Frauen-

feld, betreut: «Fellowship». Da werden Stipendien an Fachleute bedürftiger Länder ausgerichtet. Die Auserwählten verlassen ihren Posten bis zur Dauer eines Jahres, vervollständigen ihr Wissen an Hochschulen, wissenschaftlichen Versuchsanstalten oder während Aufenthalten auf Musterbetrieben. Nach den USA und Kanada reisen von ihnen 35 bis 50 Prozent, die übrigen nach Europa, etliche auch in die Schweiz. Die FAO bezahlt Aufenthalt, Studiengelder, gibt Beiträge zur Bücherbeschaffung. Die Regierungen aber verpflichten sich, diese Leute nach ihrer Rückkehr wieder in ihrem Fachgebiet einzusetzen. Etwa 150 Stipendiaten aus 17 Ländern – hauptsächlich Südamerika und Asien – waren für 1952 am Studium.

Als so über das weite, wunderbar friedliche und ebenso wunderbar kämpfende Werk der FAO gesprochen wurde, sagte Dr. Wahlen: «Und alles kostet nicht mehr als zwei „Fliegende Festungen“.

Bes.

Schweizer Baumusterzentrale Zürich

Wir möchten unseren Vorstandsmitgliedern von Baugenossenschaften wärmstens den Besuch dieser interessanten Schau empfehlen. Der neue Katalog der Baumusterzentrale Zürich ist ein kleines Prachtsäckchen, welches manchem unserer

Mitglieder nützliche Dienste leisten wird. Die Zentrale, welche heute mit über 800 Firmen aus der ganzen Schweiz eine kleine Mustermesse darstellt, dürfte für manchen, der sich mit Baufragen beschäftigt, ein lohnendes Besuchsziel sein. H. B.

FÜR HAUS UND WOHNUNG

Unser Lebensraum muß nicht unbedingt eintönig sein

Das Schweizer Heim ist beige. Beige die Wände, sei's gestrichen, sei's mit uni Tapeten bedeckt. Beige und grün die Vorhänge aus Dekorationsstoffen. Beige und bräunlich, wenn auch höchst glänzend, die Parkettböden. Beige und braun die Teppiche, beige und rostrot die Bezüge der Polstermöbel. Es ist, als seien wir von einer unendlichen Schüchternheit jeder Farbe gegenüber besessen. Als äußerte sich unsere sonst gewiß lobenswerte schweizerische Zurückhaltung hier als Hemmschuh, so daß wir vor jeder echten Farbe, jeder deutlichen Nuance zurückshrecken. «Wer weiß, vielleicht verleidet es mir . . . , wer weiß, vielleicht paßt es dann einmal nicht . . . » — Zu was es passen soll, wissen wir selbst nicht. Denn auch der Lampenschirm ist uni beige Rohseide, und die Kissen sind zwar kreuzgestickt, doch wiederum rostrot auf Beige.

Nicht in allen Ländern herrscht diese unsere Sucht, keine Freude und keine Heiterkeit durch Farben in die Wohnungen zu bringen. Ja, in Amerika und in Schweden geht man bereits sogar so weit, daß die Wirkung gewisser Farben auf die Leistungsfähigkeit und die Stimmung untersucht und ausgewertet wird. Daß Rot erwärmt, Blau abkühlt, daß helles Grau er-

weitert, Grün beruhigt und Gelb aufheizt, ist Binsenweisheit. Ebenso, daß wir mit dunklen Farben einen Raum verkleinern, mit hellen ihn vergrößern können.

Doch mehr als das. Ein Wohnraum, in welchem gelbe Kissen auf einer grüngetupften Couch liegen, wirkt frisch und anregend. Man spürt, daß hier Menschen wohnen, welche Mut haben, sich zu einer Farbe bekennen, richtig, intensiv leben. Ein Kinderzimmer, dessen Betten mit stark blau und weiß gestreiften Überzügen bedeckt sind, ist an sich schon heiter, während uni beige Überzüge müde und traurig machen. Nützen wir darum die Stoffe, um Freude und Frische ins Haus zu tragen. Nützen wir aber auch alle andern Möglichkeiten: Die warme Bräune echten Holzes an den Möbeln, klares Messing in den Lampen und bunte Teppiche auf den Böden. Reicht es nicht, so vermeiden wir jedenfalls alles Halbe, lassen den Parkettboden, wie er ist, bedecken ihn vielleicht mit einer gut strukturierten Matte. Oder wir denken daran, ihn mit einem klarfarbigen Linolbelag zu versehen. Es gibt ihrer heute in allen guten, kräftigen Farben, von Rot bis Blau und Grün, in einem haltbaren und zugleich warmen Uni.

M.

Eine dankbare Schnittblume

Die Erinnerung an meine Jugendzeit wird stets eng verknüpft bleiben mit der einfachen, doch gesunden Genossenschaftswohnung meiner Eltern, deren Wohnräume vom Juli bis in den Herbst hinein mit farbenprächtigen Gladiolensträußen geschmückt waren und es hoffentlich noch lange sein werden. In der Tat wird man nicht oft einer der Gladiole ebenbürtigen Schnittblume begegnen, zum mindesten nicht in dieser Preislage. Der an die Gotik erinnernde, him-

melstrebende Blütenstand, die wunderbar leuchtenden oder pastellartig getönten Farben, die Eigenschaft, auch die verschlossene Blütenknospe in der Vase zur Entfaltung zu bringen, und die gute Haltbarkeit als abgeschnittene Blume sowie die wirklich mehr als bescheidenen Ansprüche bezüglich Kultur und Pflege im Garten bringen uns die Gladiolen so nahe. Müßte ich dem Blumenfreund eine Auslese der schönsten Sorten davon notieren, käme ich in arge Verlegen-

heit, denn alle sind auf ihre Art schön. In den vielseitigen Sortimenten der Samenhandlungen erfreuen sich die langjährigen, großblumigen Sorten besonderer Beachtung.

Gladiolenknollen handelt man nach deren Umfanggröße. Je stärker die Knolle, desto kräftiger wird der Blütenstand sein, wobei zusätzlich zu bemerken ist, daß die Größen von 14 cm aufwärts oftmals zwei Blumenähren bringen, so daß sich die anfängliche Mehrauslage wohl bezahlt macht.

Zur Kultur und Pflege ist wenig zu sagen. Man setze die Knollen ab Mitte April bis Ende Mai etwa 15 cm tief in lockere Gartenbeete in einem Abstand von 15 bis 20 cm allseits, decke das Pflanzloch zu und überlasse das Weitere dem Schicksal. Als vorbeugende Behandlung gegen Trips (Blasenfuß), dem die Deformation der Blüten zuzuschreiben ist, kann das Trockenbeizen mit Hexapulver empfohlen werden.

Man legt einige Knollen mit etwas Hexapulver in eine gut verschließbare Büchse, die man mit dem Inhalt einige Male recht kräftig schüttelt.

Im Oktober entreißt man die Knollen *mitsamt* dem Kraut der Erde und legt sie im Keller zum Abtrocknen luftig aus, bis die Blätter dürr sind. Später trennt man die Knollen vom Kraut sowie von den kleinen Brutknöllchen und der alten, erschöpften Knolle, diesem kuchenförmigen, harten Gebilde.

So vereinigt, dürfen wir sie für ein weiteres Jahr in Kultur nehmen.

Es ist zu wünschen, daß recht viele Genossenschaftswohnungen während des Sommers durch buntfarbene Gladiolensträuße mit einer die gute Laune und die wohnliche Atmosphäre hebenden Stimmung erfüllt werden mögen.

Die richtige Mischung

Meine liebworten Leser! Leider muß ich Sie schon wieder stören. Aber mich plagt die Philosophie. Schlimmer als Ischiás. Gewiß sind Sie der Meinung, in der Genossenschaft gehe es nur mit lauter Idealismus. Da sind Sie aber schief gewickelt. Der Genossenschafter muß auch rechnen können. Nicht nur mit dem Einmaleins, auch mit Prozenten. Dann merkt er erst, wie ideal die Genossenschaft ist. Also ist auch Materialismus nötig. Aber wieviel? Das ist die entscheidende Frage.

Da haben wir zum Beispiel bei unserer Kolonie so schöne Rasenflächen. Keine Mauern, keine Häge, keine Hecken. Wir waren zuerst nicht entzückt darüber. Wo soll man da seinen Kabis und seinen Salat pflanzen? Aber der Architekt hat uns einen Vortrag über die Gesinnung gehalten. Das sind die Sitzfleischbürgen, die singen: «Was nützt mi-i-ir ein schöner Ga-arten, wenn andre drin spa-zieren gehn?» Wir lassen uns nicht einhagen. Wir sind hineingestellt in Gottes freie Natur. Wir fühlen uns eins mit der weiten Welt. Wir gönnen unserem Nächsten den Anblick unserer Blümlein. Wir sind für die Einigkeit und gegen alle Trennungsstriche. Und darum haben wir einen Rasen und keinen Hag. Und die Hunde gehen darin spazieren und manchmal auch die Leute. Nur die Kinder nicht, denen ist es verboten. Und niemand regt sich darüber auf. Die Herren von der hohen Diplomatie sollten ein Beispiel an uns nehmen. Wenn alle Grenzhäge beseitigt würden, dann wäre der Welt der ewige Friede gesichert. Wir brauchten uns dann nicht darüber zu streiten, wer die Luftschatzbauten bezahlt. Ich werde Ihnen dies einmal schreiben. Vielleicht haben Sie noch gar nie daran gedacht.

Aber der Rasen schafft nicht eitel Freude. Auch Arbeit und Verdruß, denn er will geschnitten sein. Und die Genossenschaft schneidet ihn nicht. Sie hätte es schon getan, aber dann hätten wir mehr Mietzins bezahlen müssen. Das kommt von den verruchten Prozentrechnungen. So ist eben das Rassenschneiden Sache der Mieter. Und wir verpflichteten uns aus purem Idealismus, die Arbeit auszuführen. Mit Liebe und mit einem Rasenmäher, den uns die Genossenschaft zur Verfügung stellte. Den ersten Schnitt machte der Gärtner. Sie können das nehmen wie Sie wollen. Es ist auf beide Arten richtig. Aber dann ist das Gras wieder gewachsen. Wir beobachteten es mit Mißtrauen und Unmut. Wann mußten wir unseren Idealismus unter Beweis stellen? Haben Sie eine Ahnung, wie schnell so ein Kraut emporschießen kann? Manchmal meint man, man höre es wachsen. Aber dann ist es nur die Kaffeemühle der Frau Wunderli im Parterre rechts.

Und dann war es soweit. Ich hätte den Rasen geschnitten.

ten. Aber erstens wollte ich mich nicht vordrängen. (Meine Mutter hat mich zur Bescheidenheit erzogen.) Zweitens hatte der Wiederkehr im Parterre links den Rasenmäher. Drittens mußte er mit der Sense geschnitten werden, weil er schon zu hoch war. Eine Sense hat aber meine Frau nicht in die Ehe gebracht.

Der Käse kam ins Rollen, als der Habersaat eine dumme Bemerkung machte. Allerdings ganz im engsten Familienkreise. Zu seiner Frau, vom Balkon aus durch Stube und Gang hindurch in die Küche. Wir haben es trotzdem gehört. Er meinte, man sollte ein Kalb haben, das auf unserer grünen Wiese weiden könnte. Was das Kalb anbetrifft, so hatte ich eine giftige Bemerkung auf der Zunge. Ich konnte mich aber beherrschen, auch die andern Hausgenossen. Wir hatten sowieso Solidarität nötig, weil wir eine gemeinsame Forderung an die Genossenschaft zu stellen hatten. Wir brauchten eine Sense, einen Wetzstein, ein Futterfaß und eine Grasschere.

Wir bekamen alles. Der Wanderlaus mähte. Er ist der einzige, der es kann. Er hat es gelernt, als er bei seiner Frau, respektive seiner Braut, zu Licht ging. Was macht man nicht alles aus Liebe! Sie (die Sense) war nachher etwas scharfartig. Das Blatt hatte ein Profil wie eine Fieberkurve. Am Worb war der Griff ab. Und die Hamme hatte einen Riß. Aber das ging auf Konto Unkosten. Hauptsache: Das Gras war ab. Und wir waren darin einig, daß uns die Genossenschaft eine bessere Sense hätte liefern sollen.

Dann ging es wieder von vorne an. Das Futter wuchs geradezu polizeiwidrig. Und schließlich beschlossen wir in echt demokratischer Weise, daß der Meier den Rasen zu schneiden habe. Mit allen gegen eine Stimme. Der Meier hatte aber gerade keine Zeit, weil er Parteibeiträge einziehen mußte. Er hat aber einen Bub, der geht in die Sekundarschule. Den beauftragte er. Aus rein erzieherischer Absicht. Kinder, die man nicht rechtzeitig zur Arbeit anhält, werden später Taugenichtse und fallen der Öffentlichkeit zur Last. Es ist darum eine vaterländische Pflicht, den Rasen durch Kinder mähen zu lassen. Sie haben Spaß daran. Die Jugend der ganzen Nachbarschaft war dabei. Jedes wollte auch einmal. Hei, wie ratterte die amerikanische Maschine über das Gefilde! Es knaxte manchmal, wenn die Messer ihre Schärfe am Gestein der Einfassung und der Plattenwege erprobten. Aber das gehört dazu. Zum Spaß nämlich. Der Mäher war jedoch nichts. Keine Schweizer Qualität. Er bockte und ging nicht mehr herum. Das brachte unsere Buben nicht in Verlegenheit. Wozu hat der Meier eine Werkbank im Keller? Dort wurde der amerikanische Schund auseinandergenommen. Fast so